

oft so einseitigen Berichte der Journalisten vom Christlichen her ergänzen. Dabei wäre es zu wenig festzustellen, daß neben all dem anderen das Christliche auch da ist. Es ist in diesem Volk, seiner Kultur und Geschichte mehr: es ist Wurzel- und Muttergrund. Weder Frankreich noch die Franzosen sind ohne ihr katholisches Erbe zu verstehen.

## Puschkins Verhältnis zur Religion

JOHANN KOBETZ

Walerij Brjussow, ein Dichter des russischen Symbolismus und ein ausgezeichneter Puschkinkenner, stellte einmal die Frage: „Verstehen wir Puschkin?“<sup>1</sup> Er antwortete darauf, daß man dies bei der unverschlüsselten, offenherzigen, einfachen und klaren Dichtung Puschkins annehmen müßte, wenn für das Gegenteil nicht so eindringlich der Streit spräche, in dessen Verlauf sich die Literaturgelehrten gegenseitig vorwürfen, Puschkin nicht verstanden zu haben. Um so weniger können wir uns anmaßen, Puschkin als Vertreter eines fremden Volkes völlig zu verstehen, obwohl es grundsätzlich keinesfalls so zu sein braucht, daß ein Volk seine eigenen Dichter besser kennt und versteht als die fremden. Die deutsche Dostojewski-Forschung stellt z. B. zweifellos quantitativ und qualitativ die russische weit in den Schatten, und Heinrich Heine ist im Ausland mehr verbreitet und vielleicht besser verstanden als in seinem Heimatland.

Puschkin ist bei uns wenig bekannt, wahrscheinlich deswegen, weil seine Dichtung, deren Reize in der genialen Einfachheit und der einschmeichelnden Musikalität ihrer Sprache beschlossen liegen, schwer übersetzbar ist; nicht minder aber auch, weil die Legende vom „heiligen“, „mystischen“ Rußland, das sich angeblich in Tolstoi und Dostojewski offenbart, bei uns tiefe Wurzeln geschlagen und zu einer einseitigen Auffassung über die russische Literatur geführt hat, die in Tolstoi und Dostojewski den vollkommenen Ausdruck der „russischen Volksseele“ und der russischen Wirklichkeit schlechthin sieht. Diese beiden Großen der russischen Literatur haben sich jedoch selbst stets als Schüler Puschkins bezeichnet, des unübertroffenen und unübertrefflichen Lehrmeisters der russischen Dichtung.

Alexander Sergejewitsch Puschkin (geb. am 6. Juni 1799 in Moskau, gefallen im Duell am 10. Februar 1837 in Petersburg) hat nach dem Ausdruck Turgenjews „als erster mit kraftvoller Hand schließlich die Fahne der Poesie

<sup>1</sup> *Epocha* 1918 kn. 1. *Miscellanea*.

tief in die russische Erde“ gepflanzt. Er gilt auch heute noch als der größte, der vollkommenste und beliebteste Dichter Rußlands, als Begründer der russischen Literatursprache und als Vater der russischen Dichtung. Maxim Gorki sagte von ihm: „Er ist bei uns der Ursprung aller Quellen“ (nacalo vseh nacal).<sup>2</sup> Als er in die russische Literatur eintrat, war diese nicht viel mehr als eine leichtsinnige, verspielte Muse im Dienst des Zarenhofes, repräsentiert durch Dershawin, Karamsin und Shukowski. Puschkin begann in einem Klassizismus, der ganz im Banne des Französischen und der Antike stand, überwand nach kurzer Zeit die farbenprächtige, volkstümliche Romantik und den sozial verbrämten Byronismus und führte die russische Literatur stetig und sicher zu bewunderungswürdiger Realistik; von unsicheren Versuchen und kindlicher Unbeholfenheit, von Oberflächlichkeit und Schwulst zu jener Reife und dichterischen Vollkommenheit, in der das Einfache genial wirkt, das Nationale im Allgemein-Menschlichen und das Zeitliche im Überzeitlichen aufgeht, wodurch die russische Dichtung in der Weltliteratur einen würdigen Platz errang. Seine Dichtung bildet die mächtige Brücke zwischen dem vorpetrinischen „heiligen“ Altrußland und dem „geistigen“, „aufgeklärten“, „europäisierten“ modernen Rußland und gibt eine so gewaltige Synthese, wie sie in so kurzer Zeit keinem anderen Dichter gelang.

Man hat deswegen Puschkins Stellung und Bedeutung in der russischen Literatur nicht zu Unrecht mit der Goethes in der deutschen verglichen. Und wie über Goethes religiöse Haltung ist man sich auch über die Puschkins uneins. Die Meinungen darüber bewegen sich in allen Abstufungen zwischen zwei Extremen: Die einen behaupten, Puschkin sei trotz gelegentlicher Angriffe gegen die Kirchendogmen und die Geistlichkeit orthodoxer Christ gewesen; die anderen halten ihn trotz gewisser äußerer Religiosität für einen Atheisten. In seiner „Russischen Dichtung im 19. Jahrhundert“ hat sich der Göttinger Slawist Maximilian Braun dahin geäußert, „daß Puschkin kein allzu religiöser Mensch war ... Nach tiefen religiösen Empfindungen würde man in seinen Werken doch wohl vergeblich suchen ... Um die Feststellung einer gewissen religiösen Indifferenz wird man nicht herumkommen.“<sup>3</sup>

Josi von Koskull, um ein weiteres deutsches Beispiel zu nennen, drückt sich noch eindeutiger aus: „Ein religiöses Gefühl hat Alexander Puschkin nicht gekannt. Keiner seiner Helden ist ein frommer Mensch. Keines seiner lyrischen Gedichte hat einen religiösen Inhalt“.<sup>4</sup> Ähnliche Beispiele könnte man nach Belieben bringen, zumal wohl kaum einer der sowjetrussischen Literaturgelehrten aus leicht durchschaubaren Gründen die These von der Religiosität Puschkins vertreten wird. Sowenig man auch sonst ihre Forschungsergebnisse übersehen sollte, in manchen Fragen, und sicherlich auch

<sup>2</sup> P. Maximow, O Górkom (Über Gorki), Moskau 1939, S. 31.

<sup>3</sup> Maximilian Braun, Russische Dichtung im XIX. Jahrhundert. Heidelberg 1953, S. 73.

<sup>4</sup> Josi von Koskull, Der junge Puschkin. Berlin 1948, S. 57.

in der Beurteilung der religiösen Haltung Puschkins sind sie wegen ideologischer Befangenheit nicht zuverlässig, so daß man sicherer geht, wenn man auf ältere Veröffentlichungen zu unserem Thema zurückgreift, etwa auf Hippus „Puschkin und das Christentum“ (Petersburg 1915) oder auf Gerschensons „Weisheit Puschkins“ (Moskau 1919) u. a. Nicht als ob diese Bücher hier letzte Erkenntnisse brächten — manche Thesen darin sind zu strittig, als daß man sie einfach hinnehmen könnte, aber das Für und Wider wird doch noch ohne politische Befangenheit wissenschaftlich und sachlich geprüft.

Die meisten der Gedichte Puschkins, die gewöhnlich als Beispiele für seine antireligiöse Haltung angeführt werden, erwachsen aus jugendlichem Übermut, aus der Freude an geistreicher Respektlosigkeit sowie aus der oberflächlichen und frivolen Erziehung im Elternhaus. Des Jungen religiöse Regungen wären sicherlich bald vom Gift der französischen Aufklärung zerfressen worden, hätten ihn nicht seine Großmutter Maria Alexejewna Hannibal (1745—1818) und seine treue Amme Arina Rodionowna (1754—1828) immer wieder aus der Voltairianischen Stickluft seiner Umgebung in die Welt der altrussischen Gläubigkeit und Frömmigkeit und der Volksdichtung geführt. Seinen ersten Religionsunterricht erhielt er von einem hochgebildeten Geistlichen, der es nicht versäumt hatte, vor der Lektüre der französischen Enzyklopädisten, vor diesen „apôtres du diable“, eindringlich zu warnen. Aber gerade das reizte den Jungen, in der Bibliothek des Vaters, die alle freigeistigen Bücher der französischen Aufklärer enthielt, schlaflose Nächte zuzubringen und ein Buch nach dem andern zu verschlingen. Ganz nach der Mode seiner Zeit versuchte er sich in Voltairianischer Geistreichelei. Im Gedicht „An einen dichtenden Freund“<sup>5</sup> (1814) läßt er z. B. einen Dorfpopen, der bei einer Hochzeit zu tief ins Glas geschaut hat, trunken nach Hause wanken. Ein Bäuerlein, das ihm begegnet, fragt spitz, ob der Teufel im Wein, vor dem der Pope so oft in seiner Predigt die Gemeinde gewarnt habe, ihm jetzt nicht gar zu sehr zusetze. „Befolgt jederzeit, was mein Wort geraten“, erwidert der Pope, „allein ein Beispiel nehmt euch nicht an meinen Taten“. Bedenkt man, daß die Erblichkeit des Popenamtes, die bis 1864 dauerte, „mitunter die ungeeignetsten, sittlich minderwertigsten Subjekte veranlassen konnte, einen religiösen Obskurantismus und betonte Gleichgültigkeit beim Versehen ihres Amtes zur Schau zu tragen“,<sup>6</sup> dann wird einem klar, daß „die alte russische Priesterschaft, auf die der Adel mit Verachtung herabsah, die bei der Bauernschaft als bestechlich galt und ihrerseits wieder vom Bischof geschröpft wurde, ... bei ihren Schäfchen zu keinem rechten Ansehen kommen“ konnte.<sup>7</sup> Puschkins Spott ist zwar für einen Fünfzehnjährigen respektlos, aber doch sehr maßvoll.

<sup>5</sup> Alle Gedichte werden, soweit die Übersetzer nicht genannt werden, nach A. S. Puschkin, Gedichte, Poeme, Eugen Onegin, Berlin 1947, SWA-Verlag, zitiert.

<sup>6</sup> Hans von Eckhardt, Russisches Christentum. München 1947, S. 240.

<sup>7</sup> Ebda. S. 242.

Gegen die Popen geht es auch im „Städtchen“ (1815). Reumütig bekennt der Dichter vor Gott, daß er eine Unterhaltung mit dessen Dienern, mit den städtischen Popen, gar sehr fürchte und die Dorfgeistlichen so wenig liebe wie der Papst die Judäer. Die Gedichte „Der Ungläubige“ (1817) „Die Wiedergeburt“ (1819), die nicht selten angeführt werden, um Puschkins atheistische Weltanschauung zu bekräftigen, zeugen viel eher davon, daß die Sehnsucht nach dem Licht des Glaubens in ihm lebte. Das erste Gedicht ist eine Entgegnung Puschkins auf Shukowskis „Hymne an Gott“, die alle auffordert, Gott überall zu suchen, zu bekennen und zu lobpreisen. Puschkin erwidert, daß dies nicht jedem Menschen möglich sei. Die Seelenpein eines solchen von der Glaubenslosigkeit, „der grausen Führerin“, geleiteten Menschen ist schrecklich: „trotzig und allein“ irrt er umher, „vom inneren Nichts erdrückt“, ohne jeglichen „Halt in seiner Seelenpein“. „Keine Hand mit mildem Vatersegen“ streckt sich ihm entgegen „aus lichten Himmelshöhn“. In seinem Leid sei er nicht der Verachtung und des Hasses, sondern des Mitleids und der Tränen der Frommen wert; denn mit „neidisch finsternem Blick“ sehe er die andächtige Gemeinde vor dem Altar in innigem Gebet „und denkt: ‚Die Glücklichen! O wär auch mir gegönnt, zu fliehen der Leidenschaft, die mir im Busen brennt, zu richten die Vernunft mit ihrem Spott und Hohne und glaubensvoll zu knien vor des Allschöpfers Throne!‘“ Das zweite Gedicht zeigt, wie sich des Dichters gequälte sündige Seele durch Verirrungen zur Reinheit durchrang.

Die bisher erwähnten Gedichte gehören ausnahmslos der frühen Jugendzeit Puschkins an. „Das Märchen vom Popen und seinem Knecht Balda“ (1830) dagegen hat er bereits als reifer Mann verfaßt, oder besser gesagt, nach der Erzählung seiner frommen Amme Arina Rodionowna aufgezeichnet. Es ist eine Satire auf die Popen ganz im Sinn der russischen Volksmärchen und hat nichts Atheistisches an sich: pfäffische Habgier zerbricht hier an bauerlicher Schlaueit — das ist der Sinn des angeblich atheistischen Gedichtes.

Vom gleichen Geist wie die Gedichte auf religiöse Themen in der Frühzeit waren auch seine politischen Gedichte von damals: sie sollten angreifen, verletzen, entthronen; in seinen bissigen, frechen Epigrammen hatte er es auf die höchsten Persönlichkeiten am Zarenhof abgesehen; seine politischen Gedichte sollten „der Welt das Lied der Freiheit singen“, „das Laster treffen auf dem Thron!“ („Die Freiheit“ 1817, dann „Noel“ 1818, „Das Dorf“ 1819 u. a.). Nur der Fürsprache seiner einflußreichen Freunde und Gönner hatte er es zu verdanken, daß er im Mai 1820 nicht nach Sibirien, sondern nach dem Süden verbannt wurde.

In dieser Zeit der Verbannung (1820—1824), als seine Seele von neuen Zweifeln gequält wurde, als er „schmerzlich auf sein Grab“ harrte („Ich habe überlebt mein Sehnen“ 1821), als ihm aber auch mitunter eine lichte Hoffnung auf die individuelle Unsterblichkeit leuchtete („Ich lieb' dein rätselvolles Dunkel“ 1822), trat an ihn ein „tückischer Dämon“ heran („Der

Dämon“ 1823) und stachelte ihn zu der blasphemischen Parodie „Gabrielade“ (1821) an, die für das Verständnis der These vom Atheismus Puschkins viel wichtiger werden sollte als die verhältnismäßig harmlosen Witzeleien über die russischen Popen. Mag sie auch unter dem Einfluß von Voltaire und Parny entstanden und durch die heuchlerische Kirchenfrömmigkeit und den ungesunden Mystizismus am Zarenhof, durch den wachsenden Einfluß verschiedener zweifelhafter Gestalten auf Alexander I. sowie durch religiöse Nötigung des Dichters ausgelöst worden sein, dies alles könnte den antichristlichen und gotteslästerlichen Charakter des Poems lediglich erklären, nicht mindern. Puschkin durchlebte damals gerade eine religiöse Krise, er „nahm Unterricht im reinen Atheismus“. In einem von der Polizei geöffneten Brief Puschkins heißt es nach der Abschrift: „Ich lese Shakespeare und die Bibel, der Heilige Geist kommt manches Mal über mein Herz, aber ich ziehe Goethe und Shakespeare vor. — Du willst wissen, was ich treibe — ich schreibe bunte Strophen eines romantischen Gedichtes und nehme Unterricht im reinen Atheismus. Hier ist ein Engländer, ein dunkler Philosoph, der einzige gescheite Gottesleugner, den ich bisher getroffen habe. Er hat wohl 1000 Seiten darüber geschrieben, um zu beweisen, qu'il ne peut exister d'être intelligent créateur et régulateur (daß es kein intelligentes, schöpferisches und lenkendes Wesen geben könne), wobei er außerdem noch die schwachen Beweise von der Unsterblichkeit der Seele vernichtet. Das System ist nicht so tröstlich, wie man gewöhnlich annimmt, aber, zum Unglück, äußerst gut begründet...“ Zwar fand Puschkin das System „nicht so tröstlich, wie man gewöhnlich annimmt“, zwar wußte er, daß sich ihm „ein tückisch böser Genius“, ein Dämon, mächtig näherte, Gift in das junge Herz träufelte, das sich weh und schauernd zusammenzog, wenn jener mit „maßlos lästerndem Gehöhne... den höchsten Gott“ versuchte, aber er konnte sich ihrer nicht erwehren, zumal sich der Ausgestoßene, der Unbehauste und Gehetzte in seinem Grimme gegen Menschen und Gott wohlgefiel.

J. I. Eichenwald hat in seiner Schrift „Die Gabrielade als Kunstwerk“ Puschkins Parodie in Zusammenhang mit den endlosen Fortsetzungen des Evangeliums gebracht — mit den Apokryphen. „Zu diesen Fortsetzern des Evangeliums gehört auch der Verfasser der ‚Gabrielade‘ und davon, daß er sie schrieb“, meint Eichenwald, „verblaßt nicht das Antlitz der Madonna. Die ‚Gabrielade‘ wurde aus dem Leichtsinn geboren, verbirgt aber Tiefsinn“. Er würdigt weiter das Poem als Kunstwerk und bemerkt dazu: „Die Lästerlichkeit zerschlug sich zum großen Teil am Altar der Schönheit der Legende.“<sup>8</sup> Wenn Puschkins ästhetische These stimmt, daß alles, was künstlerisch ist, auch sittlich sei, dann hat entweder Eichenwald mit seiner Anschauung über die ‚Gabrielade‘ als Kunstwerk unrecht, oder die Parodie hat nichts Unsittliches an sich. Die Meinungen der russischen Gelehrten gehen

<sup>8</sup> Пúskin (Puschkin) sbórník pérvyj redákzia N. K. Píksánova gosudárstvennoje isdátel'stvo Moskva 1924 (Erste Sammlung, Redaktion N. K. Píksanow, Staatsverlag Moskau 1924). S. 272 ff.

da auch weit auseinander: Eichenwald wertet sie als Kunstwerk, sieht aber zugleich darin Gotteslästerung, L. S. Ginsburg will zwar Puschkin nicht ganz von der Schuld rein waschen, weist aber auf die antiken Mythen hin, z. B. auf die von Jupiter und Leda, wo das unsittliche Element ganz von der Schönheit verdeckt werde. So sei es auch bei Puschkin. W. W. Leonowitsch-Angarski will dagegen nichts Ketzerisches an dem Gedicht finden.

Wie dem auch sei, ob die erwähnten Beispiele aus der Dichtung Puschkins hinreichen oder nicht, um seine Religiosität oder Antireligiosität zu beweisen, sie sind auf jeden Fall Beweis genug, daß man von einer „religiösen Indifferenz“ Puschkins nicht sprechen kann, da er sich immer wieder mit religiösen Fragen beschäftigt. Es ist augenscheinlich, daß er in der Zeit, als er die „Gabrielade“ schrieb, von antichristlichen und gotteslästerlichen Ideen erfüllt war; nicht weniger sicher ist es aber auch, daß er diese Ideen des jugendlichen Übermuts und seines skeptischen Zeitalters bald überwunden hat. Nach der Rückkehr aus dem Süden auf sein Gut Michailowskoje bekennt er in dem Gedicht „An A. P. Kern“ (1825), wie sehr er unter dem Gefühl des Verbanntseins gelitten:

„Verbannt, im düstern, dumpfen Sehnen  
Floß träg und kalt dahin mein Blut —  
Ach, ohne Gottheit, Leben, Tränen,  
Begeisterung und Liebesglut.“

Zugleich spricht er von den inneren Wandlungen, die sich damals, nach der Rückkehr, angebahnt haben:

„Nun schlägt mein Herz in trunknem Sehnen,  
Und feurig schießt dahin das Blut —  
Mich rufen Gottheit, Leben, Tränen,  
Begeisterung und Liebesglut!“

Aber auch in seiner Verbannungszeit stellt er neben die byronistischen Rebellen Aleko („Zigeuner“ 1820) und den Gefangenen im Kaukasus („Der Gefangene im Kaukasus“ 1821) den alten Zigeuner und den Wilden Tasit, die nach Mereshkowski „den Urquellen christlichen Geistes näherstehen als der theologische Doctor Marianus“.<sup>9</sup>

Die „von der Welt verfolgten Pilger“, „die Abtrünnigen dieser Welt“, deren Klage sich bis zum Weltschmerz steigerte und deren titanenhafter Protest sich im „Übertreten“ der Gesetze, im Zerschneiden der Normen äußerte, konnten Puschkin auf die Dauer nicht fesseln. Seine Dichtung war eine stete Aufwärtsbewegung und spiegelte „die Begebnisse seines bunten Lebens und die Wandlungen seiner mehr und mehr von der Religiosität ergriffenen Seele“ wider.<sup>10</sup> Freimütig bekennt der Dichter, daß seine inneren Wandlungen sich nicht ohne Hindernisse und Rückschläge vollzogen haben:

<sup>9</sup> Dm. Mereshkowski, *Ewige Gefährten*. München 1915, S. 331.

<sup>10</sup> Eduard von Tunk, *Illustrierte Weltliteraturgeschichte* in 3 Bänden. Zürich 1955, Stauffacher-Verlag A. G., Bd. II, S. 77.

„Vergeblich laufe ich zu den Zionshöhen, gierige Sünde folgt mir auf den Fersen.“ In Michailowskoje freundet er sich mit dem dortigen Popen an, was ihn aber keinesfalls hinderte, dessen Unwissenheit zu Scherzen zu mißbrauchen; so ließ er eines Tages von diesem Popen für den „Knecht Gottes George Byron“ eine Seelenmesse lesen und freute sich diebisch, weil ihn dies „etwas an jene Messe erinnerte, die Friedrich II. für die Seelenruhe des Herrn Voltaire bestellt hatte.“ Zugleich versenkte er sich in das Studium der Bibel. 1825 bat er in einem Brief, ihm eine Bibel zu schicken: „Michailo hat alles mitgebracht, aber keine Bibel. Die Bibel ist für den Christen das, was die Weltgeschichte für die Völker ... Eine Bibel, eine Bibel — und unbe dingt in französischer Sprache!“

Während der Arbeit an seinem „Boris Godunow“ (1825, veröffentlicht 1831), überkam ihn selbst die Einfalt und Größe, das Erhaben-Gnadenvolle des greisen Chronistenmönchs Pimen, „die rührende Sanftmut, kindliche und zugleich weise Treuherzigkeit und der fromme Eifer für die Macht des Zaren, die von Gott kommt ...“ Er vertieft sich in die Heiligenlegende und fühlt sich vom Geist der Demut und der Bruderliebe durchdrungen, so daß alle anderen Regungen seiner Seele von der demutvollen Erhabenheit, von der Sehnsucht nach dem Göttlichen, dem Ewigen zurückgedrängt werden.

Das Christentum ist für Puschkin „die gewaltigste geistige und politische Umwälzung unseres Planeten“, „die neue Geschichte ist die Geschichte des Christentums“. Deswegen entwirft er begeisterte Apologien des Christentums und fordert in seiner „Reise nach Erzerum“ die Russen auf, in den neu-erworbenen Gebieten des Kaukasus mit der Verkündigung des Evangeliums zu beginnen, wobei er in anerkennenden Worten von jenen katholischen Missionaren spricht, die er 1830 im Kaukasus persönlich kennengelernt hatte. „Die Toleranz ist an sich eine gute Sache; aber ist es denn nicht möglich, das Apostolat mit ihr zu verbinden? Ist uns die Wahrheit etwa gegeben, damit sie verborgen gehalten werde? Wir sind umringt von Völkern, die in der Finsternis kindlicher Verirrungen umhertappen, und noch niemand von uns hat daran gedacht, sich zu umgürten und mit der Friedensbotschaft und dem Kreuze zu den armen Brüdern zu gehen, die noch bis heute des Lichtes der Wahrheit entbehren. Erfüllen wir so unsere Christenpflicht? Wer von uns Männern des Glaubens und der Demut kann sich mit den heiligen Greisen vergleichen, die durch die Einöden Afrikas, Asiens und Amerikas ziehen, in grober Kleidung, oft ohne Schuhwerk, Obdach und Speise, aber voll glühenden Eifers? Welcher Lohn harret ihrer? Die Bekehrung eines ergrauten Fischers oder einer umherziehenden Eingeborenenfamilie oder eines Knabens und dann Hunger, Martyrertod. Es scheint, daß es unserer kalten Trägheit leichter fällt, an Stelle des lebendigen Wortes tote Buchstaben zu entsenden und den Menschen, die nicht lesen und schreiben können, stumme Bücher zu schicken, als uns nach dem Beispiel der Apostel und der römisch-katholischen Missionare Arbeiten und Gefahren zu unterziehen ... Der Kaukasus wartet auf die christlichen Glaubensboten.“

Das Evangelium ist für Puschkin das Buch von Weltbedeutung, von dem jedes Wort in den Winkeln der Welt gepredigt, erklärt und ausgedeutet werden sollte; denn „sein ewiger neuer Reiz ist so groß, daß wir seiner entzückenden und erhebenden Wirkung nicht widerstehen können und unseren Geist in seine göttliche Beredsamkeit versenken, wenn wir, von der Verzweiflung erdrückt, es zufällig öffnen.“ Zu Glinka sagte Puschkin, als dieser ihn wieder einmal bei der Lesung der Evangelien antraf: „Wenn ich die Heilige Schrift lese, finde ich in ihr das ganze menschliche Leben. Meine Kinder werden mit mir die Bibel im Original lesen.“ Wie er damals das Christentum aufgefaßt hat, drücken vielleicht am deutlichsten seine Worte aus, die er an Brabant gerichtet hat: „Wir alle tragen die Last unserer Menschlichkeit, ihr Joch, weil sie allen Fehlern unterworfen ist, und dieses Joch unserer Menschlichkeit macht alles gleich. Christus befiehlt, sein Joch zu tragen, wenn wir unserem Nächsten helfen werden, sein Joch, unter welchem er zusammenbricht, zu erheben und zu tragen. Hier ist kein Platz mehr für Aristokratie oder Demokratie. Das ganze Gesetz in wenigen Worten lautet: hier gilt nur ein einziges großes System — die *Liebe*!“<sup>11</sup>

Immer wieder wendet sich Puschkin jetzt religiösen Motiven zu und macht sie zum Gegenstand seiner Dichtung: 1825 entwirft er die Szenen zum „Faust“, 1827 erscheint „Der Engel“, ihm folgen 1829 „Irr’ ich durch den Lärm der Gassen“, „Galub“, 1830 „Der arme Ritter“, „Madonna“, „Das Gelage während der Pest“, 1834 „Der Wanderer“ und 1836 „Nachahmung dem Italienischen“, „Es haben keusche Frauen und fromme Klausner-Greise... Gebete viel verfaßt“ u. a. Man kann Brjussow nicht zustimmen, wenn er meint, diese Gedichte Puschkins zeichnen die Wesenszüge der christlichen Weltanschauung bloß nach, sprächen sonst aber „nicht mehr für das Christentum als die Übersetzung des Anakreon von seinem Heidentum zeugen könne.“<sup>12</sup> Die Beweise für diese Behauptung müßten erbracht werden. Nicht jedes dieser Gedichte kann hier betrachtet werden; es genügt der Hinweis auf das „Gelage während der Pest“, das geradezu unsere Zeit schon vorausschauen scheint. Die vom schwarzen Tod bereits Gekennzeichneten schlagen in wahnsinniger Wollust der letzten Verzweiflung die eindringlichen Ermahnungen des namenlosen Priesters in den Wind und stimmen den „Hymnus auf die Pest“ an, von Gott und Reue wollen sie nichts wissen.

Puschkin dagegen wollte „allzeit dem Schöpfer nahe sein“. Beim Anblick des Klosters auf dem Kasbeck ruft er aus:

„Könnt’ ich zu deiner Gnadenstelle  
Mich aus der Schluchten Haft befrei’n

<sup>11</sup> Zitiert nach Leo Kobilinskij-Ellis, *Puschkin. Der religiöse Genius Rußlands*. Olten 1948, S. 92—93.

<sup>12</sup> *Brjusov, Púskin mástjár in sbórník pėrvyj, redákzia N. K. Píksanova, gosudárstvennoje isdátel’stvo, Moskvá 1924 (Brjussow, Puschkin der Meister, in der ersten Sammlung, Redaktion N. K. Píksanow, Staatsverlag, Moskau 1924, S. 111).*

Und in der ätherlichten Zelle  
Allzeit dem Schöpfer nahe sein!“

(„Das Kloster auf dem Kasbeck“ 1829)

Er findet Trost und Stärkung im Gebet, das den Menschen „inmitten irdischer Stürme und Schlachten“ mit Kraft erfülle, ihm helfe, „mit dem Herzen sich zu höheren Regionen emporzuschwingen“, und die „Gefallenen durch unbekannte Macht erhebe“. Das Wichtigste für ihn ist nun, daß er in Demut seinen Bruder lieben und im Haß und Grimm dem Feind vergeben lerne. Wunderbare Kraft empfängt der Dichter aus dem Gebet von Jefrem Sirin, das in der Zeit der Großen Fasten gelesen wird:

„Gib nicht, o Herr, den Geist der Herrsucht, jener Schlange,  
Die lauert im Versteck, den Geist, der töricht spricht,  
Verzagter Trägheit Geist gib meiner Seele nicht!  
Doch meine Sünden laß, o Gott, mich immer sehen,  
Mit meinem Bruder laß nie ins Gericht mich gehen,  
Und es belebe mir im Herzen deine Huld  
Den Geist der Demut, Lieb' und Keuschheit und Geduld.“

(„Es haben keusche Frauen und fromme Klausner-Greise... Gebete viel verfaßt“ 1836).

1830 dankte der Dichter dem Metropolit von Moskau Filaret für die Umarbeitung seiner Gedichte. Er, Puschkin, habe nicht selten seine Lyra in die Gewalt der Tollheit, der Trägheit und der Leidenschaften gestellt und lausche nun mit heiligem Erschauern der Seraphisharfe. Mit milder und liebevoller Kraft habe der hohe Geistliche im Dichter die stürmischen Triebe gebändigt und dessen Seele mit seinem Feuer entbrannt und sie von der Hetze und dem finsternen Getümmel dieser Welt abgewendet. Die innere Wandlung Puschkins erkennt man gleichfalls in seinem Verhalten zu den Mitmenschen. Als der große polnische Dichter Adam Mickiewicz, den Puschkin in persönlicher Bekanntschaft schätzen gelernt hatte, später dem „wüsten Pöbel zum Gefallen Haß in seinen Liedern sang“ und Puschkin wegen dessen politischer Haltung bittere Vorwürfe machte, entrang sich Puschkins Brust nur ein stilles Gebet für den Bruder Mensch: „Gott, senke du von neuem Friede in unseres Feinds verbittertes Gemüt“. Selbst auf unerwiderte oder verschmähte Liebe antwortet er, dessen „Brust sich keusch und rein“ erschloß „in heil'ger, lautrer Liebe“ („Gespräch zwischen dem Buchhändler und dem Dichter“), ganz erfüllt von demutsvollem Geist:

„Ich liebte Sie mit hoffnungslosem Schweigen,  
Bald schüchtern, bald durch Eifersucht betrübt;  
Ich liebte Sie so innig, so treueigen,  
Gott gebe, daß ein andrer Sie so liebt!“

Puschkin bewundert die Sanftmut des Geistes und „die kindliche Schlichkeit des Herzens“ des italienischen Dichters Silvio Pellico, der wegen seiner

politischen Überzeugung zehn Jahre in Gefängnissen zubrachte und von dem man danach „bittere Klage und Anklage“ erwartete, der aber statt dessen von klarer „Ruhe, von Liebe und Wohlwollen erfüllt“ kein böses Wort über seine Lippen kommen ließ. „Das Buch ‚Dei doveri‘“, sagt Puschkin, „hat uns beschämt und uns das Geheimnis einer schönen Seele, das Geheimnis eines Christenmenschen erschlossen.“ Der „sanftmütige Dulder“ gehört nach Puschkin zu jenen „Auserwählten, die der Engel des Herrn als der Menschen Huld und Segen bezeichnet hat“. Diesem Menschenideal — der Sanftmut des Geistes, der kindlichen Schlichtheit des Herzens, dem Wohlwollen und der Barmherzigkeit dem Bruder und Menschen gegenüber — strebt Puschkin mit ganzer Seele nach. Wahrhaft christliche Demut, Liebe und Vergebung verklärten auch seine letzten Stunden. „Ich will nicht, daß du für meinen Tod Rache nimmst“, sagt er zu d’Ansas, seinem Schulfreund und Sekundanten im Duell, auf dem Sterbelager, „ich verzeihe ihm und will als Christ sterben“.

Die Behauptung also, daß Puschkin kein „allzu religiöser Mensch war“, dürfte nicht stimmen. Der fromme Shukowski rief einmal, als er sich mit Puschkin verglich, bewundernd aus: „Wie stark hat sich sein religiöses Gefühl entwickelt! Zweifellos ist er gläubiger als ich.“ Noch weniger dürfte der Satz stimmen, daß man nach tiefen religiösen Gefühlen in den Werken Puschkins vergeblich suche. Die ästhetischen Grundsätze, die Puschkin vertritt (u. a. auch in seinen Gedichten „Gespräch zwischen dem Buchhändler und dem Dichter“ 1824, „Der Prophet“ 1826, „Der Dichter“ 1827, „Der Dichter und die Menge“ 1828, „Dem Dichter“ 1830, „Echo“ 1831, „Das Denkmal“ 1836) entspringen einer tiefen und echten Religiosität. Dichtung ist für ihn „eine Pflicht, von Gott ihm aufgetragen“, und gewissenhaft wachte er darüber, daß seine Muse „dem Gebot Gottes gehorsam“ bleibe, aber auch nur diesem; denn „der Dichter ist weder der Majestät noch des Volkes Knecht“, er ist „Säer der Freiheit“, Priester des einzig Schönen, Prophet. Der schöpferische Prozeß ist für ihn ein heiliger Akt, ein heiliges Opfer für Apollo: Dichtung ist Zwiesprache mit Gott, Gebet. In dieser sakralen Berufung gibt es keine größere Sünde als Unwahrhaftigkeit, Schmeichelei und Anpassung an den herrschenden Geschmack, an die Meinung des Publikums, an das Urteil der Molièrischen Magd als höchste Kunstrichterin oder gar die Erniedrigung zu dem Zweck, um „ewige Wahrheiten zu erschüttern, auf denen das Glück und die Größe der Menschheit beruhen.“

Zu diesen ewigen Wahrheiten zählt Puschkin vor allem die Religion: „Die Religion hat die Kunst und die Dichtung geschaffen... alles hängt vom religiösen Gefühl ab... ohne dieses Gefühl gäbe es weder Philosophie noch Poesie noch Sittlichkeit.“ Puschkins ästhetisches Credo lautet: „Das Ziel der Kunst ist das Ideal, nicht die Moral.“ Das Ideal sei aber mit dem Höchsten, mit der Sittlichkeit verbunden; die Verletzung des Schönen bedeute zugleich auch die Verletzung des Sittlichen. „Die Sittlichkeit (wie auch die Religion) müssen die Dichter achten“ schreibt er und tadelt die französische

Literatur, weil sie bestrebt sei, „die Gebrechen des Menschen als das Wichtigste hinzustellen, im menschlichen Herzen nur Egoismus“ sehe, die „Häßlichkeit und Gemeinheit zum Ideal“ erhebe, vor allem aber, weil sie sich von den revolutionären Ideen des 18. Jahrhunderts hinreißen lasse; denn nichts könnte in größerem Gegensatz zur Dichtung stehen als diese Philosophie: „Sie war gegen die herrschende Religion gerichtet, den ewigen Quell der Dichtung bei allen Völkern.“ Über Voltaires Epos „La Pucelle“, das ihn früher begeisterte, schreibt er, daß es bedauerlich sei, daß sich hier Voltaires „ganzer zersetzender Genius mit aller Kraft in ein Poem ergoß, wo alle edlen Gefühle, die der Menschheit teuer sind, dem Dämon des Spottes und der Ironie zum Opfer gebracht werden.“<sup>13</sup> Puschkin freute sich, daß die russische Dichtung vom französischen Einfluß frei bleibe und „sich mehr und mehr mit der deutschen Literatur“ anfreunde, weil sie von dieser lernen könne, „wie Schönheit und Sittlichkeit miteinander“ zu verknüpfen seien.

Über die Entwicklung und Erstarkung der Religiosität bei Puschkin schreibt Leo Kobilinskij-Ellis: „Das Wesen des Christentums als der absoluten, alleinig wahren und ewigen Weltreligion und auch der Sinn und das Ziel der christlichen Kirche zogen immer stärker seinen Geist und seine Vernunft an.“<sup>14</sup>

Freilich ist Puschkin kein Dichter einer aufdringlichen Religiosität, kein eifernder Laienprediger oder ein Schriftsteller moralischer Schwarz-Weiß-Malerei. Das Religiöse in seinem Werk ist weniger ein an der religiösen Thematik ablesbarer Bestandteil seines Schaffens, vielmehr bestimmt es die Gesamthaltung des Dichters. Wie jede wahrhaft christliche Dichtung ist die Puschkins gekennzeichnet durch ihre Verwurzelung in der Welt des Glaubens, dadurch daß alle Fragen des Lebens von der christlichen Bewußtseins-ebene her dargestellt werden.

Puschkins Werk trägt lichte Züge. Der Vers aus dem „Bacchischen Lied“ (1825): „Es lebe die Sonne, es versinke die Nacht!“ ist ein Bekenntnis. Puschkins „Genius der reinen Schönheit“ kann nicht dem dunklen Mystizismus Dostojewskis huldigen oder mit Tolstoi zum „Wahnsinn in Christo“ rufen, obwohl auch ihn, Puschkin, besonders in den letzten Lebensjahren, der Geist der Demut erfüllte und ihm auch mystische Einfühlung in das Jenseitige nicht fremd war. Neben dem Lichtvollen, Apollinischen bricht in Puschkin oft das Abgründige, das Düstere, das Pessimistische naturgewaltig hervor. Von seinem „Postaufseher“ (1830) und der „Pique Dame“ (1833) führen Fäden zur Darstellung seelisch kranker Menschen in den Werken Dostojewskis, Garschins und Andrejews. In Hermann, dem Helden mit dem „Profil Napoleons und der Seele Mephistopheles“ aus der „Pique Dame“, erkennt man leicht den Vorläufer Raskolnikows. Puschkin versteht es aber,

<sup>13</sup> Zitiert nach P. N. Sakulin, *pámjatnik nerukotvórnyj* in der genannten Sammlung „Puschkin“ unter der Redaktion von N. K. Piksánov, S. 67.

<sup>14</sup> Kobilinskij-Ellis a. a. O. S. 80.

selbst seinen toderfüllten Gedanken in den elegischen Gedichten („Ein Fleckchen Erde“ 1835, „Nimm den Verstand mir nicht, o Gott“ 1833, „Irr ich durch den Lärm der Gassen“ 1829 u. a.) stets auch etwas Hoffnungsvolles abzugewinnen durch den Glauben an den Allsieg Christi über den Tod. Auch um die Grabespforte noch „spielt junges Leben“ und „unvergängliche Natur erstrahlt in ihrer ewigen Schönheit“ („Irr ich durch den Lärm der Gassen“).

Die Einseitigkeit, die Ekstase und Maßlosigkeit Tolstois und Dostojewskis sind nicht seine Art. Dostojewski ging nach eigenem Bekenntnis überall „bis an die letzte Grenze“, hat sein ganzes Leben „Grenzen überschritten“, Puschkin wußte Freiheit und Maß in schönen Einklang zu bringen. Stets wendet er sich an den universellen Geist, unterstreicht nicht das Trennende, sondern das Einigende und Verbindende, erstrebt das Gleichgewicht, Harmonie; auch „die beiden Formen der Kirche, die westliche und die östliche, betrachtet er mit erstaunlicher Objektivität“.<sup>15</sup> Der sensitive, nervöse, unbefriedigte, gehetzte Mensch Dostojewski ist ein Bruder des entwurzelten, heimatlosen Menschen von heute, der in seiner Lebensangst verzweifelt und das Vertrauen in den Sinn der Welt preisgibt; Puschkins Welt ist noch heil, das Menschenbild noch nicht zerbrochen, seine Menschen bindet noch der Heilsplan und die gottgeschaffene Ordnung als ewiges Maß und Gesetz. Das will freilich nicht heißen, daß diese Menschen frei sind von allen Zweifeln und jeder Seelenpein, doch ihre Gottergebenheit ist stärker als ihre Lebensangst; sie sind, gleich der Heldin der „Hauptmannstochter“ (1836), der treuen, schlichten und keuschen Vertreterin altrussischer Gläubigkeit, Mascha, der das Leben durch den Tod des Vaters und der Mutter am Galgen des Rebellen Pugatschow sowie durch den Verzicht auf den Geliebten eine harte Probe auferlegt hat, immer noch stark genug zu sagen: „Unterwerfen wir uns dem Willen Gottes!“

Puschkin ist der gute Genius des russischen Volkes. Seine gottgefügte Kunst war um des hohen Zieles wegen bereit, auf den „Ruhmeskranz“ zu verzichten und Schmähungen und Verfolgungen auf sich zu nehmen; sie wollte „den Trieb zum Guten“ im Menschen entfachen, das Hohe, Edle und Schöne in ihm stärken und „Trost den Gefallenen“ bringen.

„Schönheit, die Freude nur als Freude, unabhängig vom Guten, ist widerwärtig“, schrieb Leo Tolstoi, „... das Gute ohne das Schöne ist quälend. Nur die Vereinigung, nein nicht die Vereinigung, sondern das Schöne als Krone des Guten ist Wahrheit.“ Diese Vollkommenheit zeichnet Puschkins Kunst aus, wobei seine Wahrheit, wie dies auch die religiös-philosophischen Denker des modernen Rußlands, Wladimir Solowjew (1853—1900), Wassilij Rosanow (1856—1919), Nikolai Berdjajew (1874—1948), Wjatscheslaw Iwanow (1866—1949), immer wieder betont haben, einer echten und tiefen Religiosität entspringt.

<sup>15</sup> Leo Kobilinskij-Ellis a. a. O. S. 99.